

Liebe Gemeinde,

was strahlen diese Texte und Lieder der Adventszeit, die wir gehört und gesungen haben, für ungeheure Hoffnungen aus! *O Heiland reiß den Himmel auf* – der verschlossene Himmel wird sich öffnen und der Trost der ganzen, der ganzen Welt sich wirksam zeigen. *Tröstet, tröstet mein Volk* – und der Trost kann nach dem Lied nur darin bestehen, dass der Sünde Last mit all der schrecklichen grausamen Gewalt und des Todes Herrschaft, die Gräber, an denen wir immer wieder stehen müssen, verschwinden, für Israel und für alle Welt. Ungeheure Hoffnungen sind das, unter einem neuen Himmel und einer neuen Erde und Leben aus dem Tod ist das nicht zu machen – sind sie nicht zu groß für uns? Manchmal denke ich, wir Christen hier in der Festung Europa müssen das Hoffen erst wieder lernen, langsam und in kleinen Schritten. Glaube, Liebe, Hoffnung diese drei sind das, was bleibt, heißt es beim Apostel Paulus. Liege ich ganz falsch, dass wir zwar gelernt haben, vom Glauben, vom richtigen Glauben, zu reden und vielleicht sogar auch angemessen von der größten unter ihnen, der Liebe, doch viel weniger von der Hoffnung? Aber Glaube und Liebe sind nicht ohne Hoffnung zu haben, die das Leben und Handeln verändert. Ist nicht insgeheim die größte Hoffnung bei uns manchmal lediglich die, das alles so bleibt wie es ist und es uns weiter so einigermaßen gut geht – und nicht wie den vielen anderen in der Welt?

Hoffen lernen, sich neu in Hoffnung einüben, das ist doch der eigentliche Sinn der Adventszeit. Und warum ist diese Zeit der Einübung in Hoffnung notwendig? Damit wir es Weihnachten können. Denn was ist die Geburt eines Kindes anderes als ein ungeheures Hoffnungsgeschehen. Jedes neugeborene Kind ist ja ein ganzes Bündel Hoffnung, ist der Anfang von etwas, das sich erst in der Zukunft zeigen wird. Und für das Kind in der Krippe gilt dasselbe. Weihnachten geht es doch darum, dass sich all die großen, weltverändernden Hoffnungen mit einer Geburt eines winzigen Kindes verbinden.

Hoffen lernen, Hoffnung einüben, dazu kann der kleine Psalm etwas Wichtiges beitragen, um den es heute gehen soll. Dieser 125. Psalm, den wir vorhin schon gemeinsam gesprochen haben, gehört zu den unbekannteren Bibeltexten. Ich nehme an, dass ihn manche von Ihnen noch nie wirklich wahrgenommen haben. Auch mir hat er sich erst jetzt ganz erschlossen. Zur Zeit gibt es ja mancherlei Überlegungen in der deutschen Evangelischen Kirche, welche biblischen Texte denn regelmäßig gepredigt werden sollen. „Die ganze Bibel zu Wort kommen lassen“ ist der Titel eines Vorschlags, der vor allem auf eine Erweiterung der bisher kleinen alttestamentlichen Textauswahl drängt. Und für den 3. Advent ist man dabei überraschend auf diesen 125. Psalm gekommen.

Hören wir also den 125. Psalm noch einmal in einer anderen Übersetzung.

Ein Wallfahrtslied

**Die auf ‚den Lebendigen‘ vertrauen, sind wie der Zionsberg:
niemals wankt er, er bleibt auf ewig!**

**Wie Berge Jerusalem rings umgeben,
so ist ‚der Lebendige‘ um sein Volk, von nun an auf ewig.**

**Wahrlich, das Zepter der Bosheit
soll nicht lasten auf dem Erbland der Gerechten,
damit nicht auch die Gerechten
die Hand ausstrecken nach dem Unrecht.**

**Tu Gutes, ‚Lebendiger‘, den Guten,
denen, die redlichen Herzens sind.
Doch die auf krumme Wege abbiegen,
die lasse ‚der Lebendige‘ mit den Übeltätern gehen!**

Friede über Israel!

(Übersetzung in Anlehnung an den Münsterschwarzacher Psalter)

Es ist ein kurzer, unscheinbar wirkender Text, doch er hat es in sich. Er klingt einfach und führt doch in die Tiefe. Er spricht von Jerusalem und dem Frieden über Israel und das sollte nie vergessen werden. Doch was Israel damals von Gott erfahren und in solchen Psalmen zum Ausdruck gebracht hat, trägt bis heute. In den Psalmen Israels finden wir überhaupt ja unsere christliche Frömmigkeit wie sonst nirgends formuliert.

Dieser Psalm beginnt mit Bildern, die zunächst ganz harmlos klingen. Die auf Gott vertrauen, sind wie der Berg Zion, sie stehen deshalb fest ohne zu fallen. Wie wenig harmlos das ist, zeigt sich, wenn man erkennt: Eben dieser Vergleich wird sonst von Gott gesagt. Gott ist es, der so verglichen und bezeichnet wird. Der Zion ist ja der Gottesberg und Gott ist wie ein Fels, wie eine Burg, wie die Psalmen immer wieder sagen. „Ein feste Burg ist unser Gott“ so hat Martin Luther den 46. Psalm nachgedichtet. Doch hier wird es umgedreht und gilt für die, die auf Gott vertrauen!? Also die Glaubenden im Volk Israel, die glaubende Gemeinde, und wir dürfen dazu gehören. Sich auf Gott zu verlassen, macht fest und sicher. Wir würden heute sagen, gibt Selbstbewusstsein und sogar einen gewissen Stolz.

Wenn aber die Glaubenden wie Gott selbst mit dem Berg Zion zu vergleichen sind, was und wo ist dann Gott? Dazu sagt der nächste Vers: Wie Berge Jerusalem rings umgeben, so ist ‚der Lebendige‘ um sein Volk. Vielleicht waren einige von Ihnen schon einmal in Jerusalem und erinnern sich: wenn man im ältesten Kern, der alten Stadt Davids steht oder auch auf dem Berg, wo der Tempel war und wo heute die arabischen Heiligtümer stehen, dann befindet man sich auf einem Berg (743m), zweifellos, das ist der Zion der Bibel, und rings herum auf drei Seiten sind tiefe Täler. Aber jenseits dieser Täler sind wieder Berge und sie sind etwas, nur etwas höher als der Zion. 66 m höher ist im Osten der Ölberg und 76 der Skopus, 33 m der Westhügel (der von Christen seit dem Mittelalter Zion genannt wird), 53 im Süden der Berg des Hohen Rats. Auch die von Ihnen, die nie da waren, können sich das leicht vorstellen. Ein Berg von Bergen umgeben, das gibt es auch sonst, Burgen und Burgberge im Tal, und höhere Berge ringsherum. Etwa das schweizerische Sion. Doch hier in Jerusalem sind es sanfte

Hügel, die den Horizont begrenzen, durchaus vergleichbar mit den Höhen des Teutos, wie ich sie von meinem Arbeitszimmer aus sehe. Ein Berg von Bergen umgeben. Und so umgibt Gott sein Volk.

Ein ungewöhnliches Gottesbild ist das. Es geht ja nicht um besonders hohe und schon gar nicht um unüberwindlichen Berge. Es ist offenbar nicht die Sicherheit, auf die der Vergleich zielt. Diese Berge sind allzu oft von feindlichen Heeren überrannt worden, das wusste jeder und jede. Schicht auf Schicht bezeugen das die Trümmer Jerusalems aus mehreren Jahrtausenden. Bis heute blieb der Friede über Israel und seine Nachbarn oft genug ein Wunsch. Und doch beschreibt Israel hier Gott als die sanfte und freundliche, ja schöne und liebliche Umgebung, den Horizont, in dem man leben und leben kann. Die Berge, mit denen Gott hier verglichen wird, stellen keine Grenze dar und sie sind nicht unübersteigbar, sie sind bekannt, bewohnt und man weiß, was dahinter ist. So also umgibt Gott sein Volk, so konnte Israel und so können wir Gott um uns herum im Leben entdecken.

Die Bibel kennt ja eine Fülle von sprachlichen Gottesbildern. Als Christen haben wir uns nicht selten auf die größten gestützt, vor allem auf die, die von Macht und Größe und Stärke reden. Allmächtiger sagen wir, Herr, König, Herrscher. Sicher sind sie alle möglich und notwendig, jedes trägt etwas Wichtiges bei, aber keines kann alles abdecken, was Gott von sich zu erkennen gibt und wir von Gott erfahren. Und es gibt viele Bilder. Manchmal denke ich, je größer unsere Begriffe und Rede von Gott, um so mehr entzieht sich Gott unserer normalen Erfahrung, droht aus unserem Alltag zu entschwinden. Es ist wie bei den Hoffnungsbildern, je größer, desto unglaubwürdiger, jedenfalls fern unserem normalen Leben. Allmächtiger? Was besagt das für unser Leben heute und morgen? Was ist dann nicht Gott? Niemand wird die Möglichkeit und Notwendigkeit solcher Sprachbilder bestreiten, aber sie treffen nicht mehr von Gott als ganz andere. Und um einigermaßen zu erfassen was die Bibel eigentlich meint, wenn sie Gott sagt, lohnt es sich den großen Reichtum der biblischen Gottesbilder zu entdecken. Und dazu gehört dieses so einfach klingende: Ihr, die ihr auch auf Gott verlasst, seid so fest wie der Berg Gottes, Gott aber ist um euch herum und ein wenig höher, immer etwas höher und so der schöne Horizont eures Lebens.

Liest man im Psalm weiter, ist dann von Bedrohungen die Rede. Es geht um Bitten und damit um Hoffnung. Wieder spricht der Psalm in einfachen, fast unscheinbaren Bildern. Es sind im Kern zwei einfache Wünsche. Der eine betrifft den Punkt, an dem bis dahin gerechte Menschen selbst zu Tätern des Unrecht werden können. Und beim anderen geht es um das, was mit denen werden soll, die vom rechten Weg abweichen.

Von einem Zepter, also einem Herrschaftssymbol ist die Rede. Das ist eine der Weisheiten hier, dass der Druck, der harmlose Menschen zu Tätern machen kann, oft etwas mit Herrschaft zu tun hat. Diese Macht des Bösen jedoch möge so begrenzt bleiben, dass nicht auch noch die an sich Gerechten zum Unecht geradezu genötigt werden. Was macht aus Menschen Gewalttäter und Verbrecher? Diese Frage führt mitten in unsere heutigen Konflikte. Wenn man nach Anlass und Gründen von Gewalt und Verbrechen fragt, dann stößt man bis heute immer wieder auf den hier benannten Punkt. Die einzige Ursache ist das sicher nicht, aber doch eine wichtige Quelle von Unrecht und Gewalt. Und das kennen wir nun wirklich, dass Menschen, die Unfreiheit, Unrecht und Gewalt erfahren, selbst zu Gewalt und Unrecht greifen. Manchmal um zu überleben. Bei den Kindern fängt es an. Wir wissen, dass Vernachlässigungen und negative Erfahrungen in den ersten Lebensjahren später nicht selten zu solchen Abwegen führen, von denen dann hier die Rede ist. Das geht weiter von unserem Alltag bis zu den großen Weltproblemen wie dem Terrorismus. Jeder kann es für sich selbst überlegen Was würde ich nicht tun, wenn meine Kinder Gewalt oder Hunger ausgesetzt

wären, das illegale Überschreiten von Grenzen wäre wohl das wenigste. Wir wissen, dass die wachsenden sozialen Unterschiede und Differenzen, die wachsende Schere zwischen reich und arm, unabwendbar eine Steigerung von Gewalt und Verbrechen nach sich ziehen. In Deutschland sind wir erst in den Anfängen, jedoch die sozialen Unterschiede in Europa merken wir am Wachsen von Elendsmigration, Bettelei, Diebstählen, Betrügereien, die Zeitungen sind voll davon. Und bei den ungeheuren Unterschieden zwischen dem reichen Europa und dem Elend in Afrika beginnen wir ganz langsam die Folgen zu ahnen. Nämlich was unsere eigene Rolle betrifft. Der Papstbesuch in Lampedusa hat es spätestens unübersehbar gemacht: Wir, die guten Menschen in Europa, die sich und ihren Wohlstand doch nur schützen wollen, werden Mittäter von schwersten Verbrechen, bei denen massenhaft Menschen elend sterben, Menschen, die doch nur überleben wollen und etwas zu essen brauchen für ihre Kinder. Die einfachen Sätze des Psalms treffen eine entscheidende Weichenstellung für kleine und große Konflikte um uns.

Dazu tritt die Bitte, Gott möge den Guten Gutes tun und denen die auf krumme Wege geraten – ja was tun? Da steht einfach nur: sie mit den Übeltätern gehen lassen. Da ist von keiner Strafe die Rede, sondern nur davon, dass sie sich als das zeigen, was sie sind. Es ist die Bitte um Klarheit, um Erkennbarkeit in oft undurchsichtigen, verworrenen Zusammenhängen. Wenn wir etwa bei Bankern, Managern, Politikern - auch bei Kollegen und auch bei uns selbst - wenn wir immer wüssten, wer genau wohin gehört...

Der Psalm breitet kein großes Elend aus, verfällt nicht in verzweifelte Klagen. Doch seine Bitten benennen Punkte, die uns an der Welt verzweifeln lassen können. Gott möge das verhindern, soll doch dagegen einschreiten. Was bedeuten diese Bitten, was ist das für eine Hoffnung? Zu entdecken ist, und das ist offenkundig das Entscheidende, der Zusammenhang der einfachen Gottesbilder des ersten mit den einfachen Bitten des zweiten Teils. Das ist der Punkt, an dem wir von diesem Psalm lernen können, was Hoffnung heißt. Martin Luther hat das wohl gesehen, als er – Sie haben es vielleicht gemerkt - gegen den wörtlich genommenen Text am Beginn sehr frei übersetzt: *die auf den Herrn hoffen...* statt *vertrauen bzw. glauben*. Was heißt es denn, sich auf Gott zu verlassen, an Gott zu glauben in einer Welt, in der so viel Elend und Ausbeutung herrscht, dass selbst Kinder immer wieder in den Bann des Bösen geraten? Und in denen nicht selten Böse gut und Gute böse erscheinen, so oft unklar und unerkennbar ist, wer wohin gehört?

Ja, wir müssen es Gott überlassen und können ihn nur bitten. Doch indem wir das tun, verändert sich die Welt, und wir werden auf neue Weise einbezogen. Indem wir unser Leben auf die Gewissheit, auf das feste Vertrauen gründen, dass Gott diese Welt gerecht machen will, ja dass Gott als Gerechtigkeit um uns herum wirkt, dass Gott dabei ist, das zu tun, um was wir ihn bitten, dass Gott damit schon angefangen hat – dieses Vertrauen, diese Hoffnung verändert den Blick auf die Wirklichkeit. Nichts wird abgeschwächt, im Gegenteil, Härte und Brutalität treten eher deutlicher hervor. Doch wir können entdecken, dass wir mitten in den Ungerechtigkeiten von guten Mächten wunderbar umgeben sind, so wie Jerusalem von Bergen. Und das hat ganz reale Seiten. Wir sehen dann zum Beispiel neu, wie sehr unser Leben davon geprägt ist, dass selbst die Ärmern und Verlierer in der Regel nicht zu denen gehören, die ihre Hand nach dem Unrecht ausstrecken. Wir können doch noch, wenn es an der Tür klingelt, sie öffnen ohne damit rechnen zu müssen, vor einer geladenen Waffe zu stehen. Wir können unsere Kinder draußen spielen lassen und allein zur Schule schicken. Für unsere Freunde in Brasilien und anderswo gilt das so nicht. Gott will, und wir bitten ihn darum, diese Welt zum Guten wandeln, und das gibt uns einen Blick dafür, wie sehr uns die Güte Gottes trotz allem Schlimmen als lebensfreundlicher Horizont umgibt. Hoffnung lehrt wahrnehmen, wie Gott um uns herum wirkt.

Und unser eigenes Verhalten, unsere eigene Verantwortung? Sie bleibt hier ganz im Hintergrund. Es steckt etwa in der Rede von den Guten und wir sollten solche Sprache nicht dem oft verachtungsvollen Gerede von den „Gutmenschen“ überlassen. Vor allem aber sollten wir die Festigkeit und Standhaftigkeit einbringen, die zu Beginn denen zugeschrieben wird, die Gott vertrauen. Bleiben wir dabei, versuchen wir immer noch einmal in der hoffnungslosen Welt zu glauben und wahrzunehmen, dass Gott dabei ist, die Welt und zuerst uns zu ändern.

Unser Psalm spricht nicht wie so viele andere große biblische Traditionen von großen Erwartungen eines neuen Himmels und einer neuen Erde, wohl aber davon, dass und wie Gott in den Erfahrungen des Alltags und besonders am Ort, wo immer wieder Gewalt und Bosheit entsteht, gegenwärtig ist. Gott zu vertrauen, heißt so zu hoffen, dass sich der Blick auf die Welt und dann auch das Tun verändern kann. So will Gott Frieden ermöglichen, immer mehr ermöglichen will, für Israel und für seine Nachbarn und für uns alle. Und die unglaubliche Hoffnung auf Frieden durch ein neugeborenes Kind gehört dazu.

Amen